

MATTHEW PERRY  
Friends, Lovers and the Big Terrible Thing

Titel auch als Hörbuch erhältlich

MATTHEW PERRY

# Friends, Lovers und andere Disaster

*Autobiografie*

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von  
Thomas Gilbert, Wiebke Pilz und Nina Restemeier

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
FRIENDS, LOVERS AND THE BIG TERRIBLE THING

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2022 by Matthew Perry. Foreword © Lisa Kudrow.  
Published by arrangement with FLATIRON BOOKS. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von FLATIRON BOOKS durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Dr. Matthias Auer, Bodman-Ludwigshafen  
Bilder im Tafelteil: © Matthew Perry, sofern nicht anders vermerkt  
Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille  
nach einem Originalentwurf von © Keith Hayes  
Einband-/Umschlagmotiv: © Nigel Parry/thelicensingproject.com  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Gesetzt aus der Minion Pro  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-431-05038-7

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter [luebbe.de](http://luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

Für all die Leidensgenossen da draußen.  
Ihr wisst, wer ihr seid.



*Der beste Weg hinaus ist der hindurch.*

Robert Frost

*You've just got to see me through another day.*

James Taylor





# Inhalt

<b>Vorwort</b>	11
Prolog	13
<b>1. Haus mit Aussicht</b>	27
<i>Intermezzo: New York</i>	54
<b>2. Und wieder geht eine Generation zum Teufel</b>	58
<i>Intermezzo: Matman</i>	77
<b>3. Gepäck</b>	82
<i>Intermezzo: Tot</i>	105
<b>4. Als wären wir uns schon begegnet</b>	112
<i>Intermezzo: Nahaufnahme</i>	132
<b>5. Keine vierte Wand</b>	133
<i>Intermezzo: Leere</i>	166
<b>6. Bruce Willis</b>	167
<i>Intermezzo: Der Himmel bricht los</i>	187
<b>7. Gewisse Vorzüge von Freunden</b>	195
<i>Intermezzo: Taschenspielertricks</i>	214

<b>8. Eine Odyssee</b>	217
<i>Intermezzo: Trauma Camp</i>	232
<b>9. Drei sind einer zu viel</b>	234
<i>Intermezzo: Gewalt in Hollywood</i>	245
<b>10. The Big Terrible Thing</b>	249
<i>Intermezzo: Die Raucherzone</i>	278
<b>11. Batman</b>	291
<b>Danksagung</b>	302

# Vorwort

von Lisa Kudrow

»Wie geht es Matthew Perry?«

Seit Jahren werde ich das gefragt, und es gab Zeiten, in denen es die meistgestellte Frage überhaupt war. Mir ist klar, warum so viele Leute sie stellen: Sie lieben Matthew und hoffen, dass es ihm gut geht. Doch mich hat diese Frage, vor allem von der Presse, immer gestört, weil ich nicht erwidern konnte, was ich wollte: »Das ist seine Geschichte, und ich bin wirklich nicht befugt, sie zu erzählen.« Und dann hätte ich gern noch hinzugefügt: »Das ist etwas sehr Persönliches, und wenn Sie es nicht von der betreffenden Person selbst hören, ist das meiner Meinung nach Getratsche, und ich tratsche nicht mit Ihnen über Matthew.« Aber da mir bewusst war, dass gar nichts zu sagen einen größeren Schaden hätte anrichten können, antwortete ich manchmal auch einfach: »Ich glaube, ihm geht es gut.« Damit zog ich nicht noch größere Aufmerksamkeit auf ihn und ließ ihm vielleicht die Privatsphäre, die er brauchte, um mit seiner Krankheit umzugehen. Aber ehrlich gesagt wusste ich nicht genau, wie es Matthew ging. Wie er Ihnen in diesem Buch berichten wird, hielt er es geheim. Und es dauerte eine Weile, bis er uns genug vertraute, um uns gegenüber anzudeuten, was er durchmachte. In all den Jahren habe ich nie versucht, ihn davon abzuhalten, und ihn auch nie darauf angesprochen. So wenig ich auch über Sucht wusste, mir war klar, dass ich ihn nicht dazu bringen würde, nüchtern zu werden. Und doch fragte ich mich manchmal, ob ich nicht irgendetwas tun müsse. Aber ich

verstand irgendwann, dass es eine Krankheit ist, die sich erbar-  
mungslos nährt und alles dafür tut, weiterzumachen.

Ich konzentrierte mich also auf Matthew, der mich jeden  
Tag zum Lachen brachte, mindestens einmal die Woche sogar  
so sehr, dass mir Tränen übers Gesicht liefen und ich keine Luft  
mehr bekam. Er war da, Matthew Perry mit dem messerschar-  
fen Verstand ... charmant, lieb, empfindsam, vernünftig und  
rational. Er war immer noch da, dieser Matthew, der uns alle  
während eines anstrengenden Nachtdrehs im Brunnen auf-  
heitern konnte. Matthew ist der Grund dafür, dass wir im Vor-  
spann alle lachen.

Nach *Friends* sah ich Matthew nicht mehr regelmäßig, und  
ich hätte nicht zu spekulieren gewagt, wie es ihm geht.

In diesem Buch berichtet Matthew zum ersten Mal, wie er  
mit seiner Sucht gelebt und sie überlebt hat. Einiges hat er mir  
erzählt, aber niemals so detailliert. Jetzt lässt er uns mit aller  
Offenheit in seinen Kopf und sein Herz blicken. Und endlich  
braucht mich niemand mehr zu fragen, wie es ihm geht. Er er-  
zählt es Ihnen selbst.

Entgegen aller Wahrscheinlichkeit hat er überlebt, aber mir  
war nicht klar, wie oft er es beinahe nicht geschafft hätte. Schön,  
dass du da bist, Matty. Gut gemacht. Ich liebe dich.

# Prolog

Hi, ich heiße Matthew, aber Sie kennen mich vielleicht unter einem anderen Namen. Meine Freunde nennen mich Matty.

Und ich müsste längst tot sein.

Wenn Sie so wollen, betrachten Sie das, was Sie jetzt lesen, als eine Botschaft aus dem Jenseits. Meinem Jenseits.

Es war Tag Sieben der *Schmerzen*. Und mit *Schmerzen* meine ich keinen verstauchten Zeh oder *Keine halben Sachen 2 – Jetzt erst recht*. Ich betone *Schmerzen*, weil es die schlimmsten Schmerzen waren, die ich jemals hatte – sie waren Platons Idee von Schmerzen, das Paradebeispiel. Manche Menschen behaupten, die schlimmsten Schmerzen verursache eine Geburt: Tja, ich hatte die schlimmstmöglichen Schmerzen, aber ohne das Glück, hinterher ein Neugeborenes in den Armen zu halten.

Und es war nicht nur Tag Sieben der *Schmerzen*, sondern auch Tag Zehn ohne Bewegung. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Seit zehn Tagen war ich verstopft – jetzt verstehen Sie es. Irgendetwas war ganz und gar nicht in Ordnung. Es war kein dumpfer, pochender Schmerz wie Kopfschmerzen, es war auch kein greller, stechender Schmerz wie die Bauchspeicheldrüsenentzündung, die ich mit dreißig hatte. Es war eine andere Art von Schmerzen. Als ob mein Körper kurz davor stand zu platzen. Als ob meine Eingeweide nach draußen drängten. Es waren erbarmungslose Schmerzen.

Und die Laute. Oh Gott, die Laute. Normalerweise bin ich ein ruhiger, zurückhaltender Typ. Aber an diesem Abend

brüllte ich aus voller Kehle. In manchen Nächten, wenn der Wind günstig steht und nicht viel Verkehr ist, kann man hören, wie Kojoten in den Hollywood Hills irgendein heulendes Tier reißen. Am Anfang klingt es wie ein weit, weit entferntes Kinderlachen, bis einem klar wird, dass es etwas anderes ist – die Vorboten des Todes. Aber am schlimmsten ist es, wenn das Heulen verstummt, denn dann weiß man: Das, was da angegriffen wurde, ist tot. Es ist die Hölle.

Und ja, es gibt eine Hölle. Lassen Sie sich nichts anderes einreden. Ich war dort, es gibt sie, Ende der Durchsage.

In dieser Nacht war ich das Tier. Noch schrie ich, kämpfte mit Klauen und Zähnen ums Überleben. Stille bedeutete Tod. Ich hatte keine Ahnung, wie nah ich dem Ende war.

Zu der Zeit lebte ich in einem *sober living house*, einer privaten Nachsorgeeinrichtung in Südkalifornien. Das ist keine Überraschung, ich habe mein halbes Leben in irgendwelchen Suchtkliniken oder Einrichtungen verbracht. Mit 24 ist das in Ordnung, mit 42 nicht mehr so sehr. Ich war inzwischen 49 und kämpfte immer noch gegen meine Abhängigkeit.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich mehr über Drogensucht und Alkoholismus als sämtliche Therapeuten und die meisten Ärzte, die ich in diesen Einrichtungen kennengelernt hatte. Leider ist Selbsterkenntnis nicht alles. Würde der Weg zu einem suchtfreien Leben über harte Arbeit und Wissenserwerb führen, wäre diese Bestie nichts weiter als eine schwache unangenehme Erinnerung. Um einfach zu überleben, war ich hauptberuflich Patient geworden. Ich will nichts schönreden: Mit 49 Jahren hatte ich immer noch Angst davor, allein zu sein. Sobald ich allein wäre, würde mein verrücktes Hirn (übrigens nur in diesem Bereich verrückt) irgendeine Ausrede für das Undenkbare finden: Alkohol und Drogen. Nachdem ich mein Leben jahrzehntelang damit ruinierte, habe ich Angst davor, es wieder zu tun. Ich habe kein Problem damit, vor zwanzigtausend Men-

schen zu sprechen, aber lasst mich einen Abend auf der Couch vor dem Fernseher allein, und ich bekomme Angst. Angst vor mir selbst, vor meinen Gedanken, davor, dass mein Kopf mich dazu drängt, Drogen zu nehmen, wie schon so oft. Mein Kopf will mich umbringen, das weiß ich. Ständig erfüllt mich eine lauernde Einsamkeit, eine Sehnsucht, die Hoffnung darauf, dass irgendetwas von außen mich rettet. Aber ich hatte schon alles, was die Außenwelt zu bieten hat.

Meine Freundin ist Julia Roberts. *Scheißegal, du musst was trinken.*

Ich habe gerade mein Traumhaus gekauft – mit Ausblick über die ganze Stadt. *Kann ich ohne Drogendealer nicht genießen.*

Ich verdiene eine Million Dollar die Woche – Jackpot, oder? *Willst du was trinken? Aber ja doch, vielen Dank.*

Ich hatte alles. Aber es war nur eine Illusion. Nichts davon konnte mich retten. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich auch nur in die Nähe einer Lösung kam. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Das alles – Julia und das Traumhaus und eine Million Dollar die Woche – war wunderbar, und ich werde dafür ewig dankbar sein. Ich bin der größte Glückspilz auf Erden. Und Junge, hatte ich Spaß!

Es war bloß nicht die Antwort. Wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, würde ich dann wieder für *Friends* vorsprechen? Aber sicher doch. Würde ich wieder trinken? Aber sicher doch. Ohne den Alkohol, der meine Nerven beruhigte und mir half, Spaß zu haben, wäre ich wahrscheinlich mit Mitte zwanzig von einem hohen Hausdach gesprungen. Mein Großvater, der wunderbare Alton L. Perry, war mit einem alkohol-süchtigen Vater aufgewachsen und hat deswegen in all seinen 96 wunderbaren Lebensjahren niemals einen Drink auch nur angerührt.

Nun, ich bin nicht mein Großvater.

Ich schreibe das alles nicht, damit man mich bemitleidet. Ich schreibe es, weil es wahr ist. Ich schreibe es, weil vielleicht auch andere verwirrt sind. Sie wissen, sie sollten mit dem Trinken aufhören – genau wie ich haben sie alle Informationen und verstehen die Konsequenzen – und können trotzdem nicht aufhören. Meine Brüder und Schwestern, ihr seid nicht allein. (Neben dem Lexikoneintrag von »süchtig« könnte ein Foto von mir stehen, wie ich verwirrt aus der Wäsche schaue.)

In der Nachsorgeeinrichtung in Südkalifornien hatte ich einen herrlichen Ausblick über West-L. A. und zwei Queensize-Betten. Im einen Bett lag ich, im anderen schlief Erin, meine Assistentin und lesbische beste Freundin. Sie ist mir wichtig, denn mit ihr genieße ich weibliche Gesellschaft, ohne all die romantischen Spannungen, die meine Freundschaften mit heterosexuellen Frauen ruiniert haben (und außerdem kann ich mit ihr über heiße Frauen reden). Zwei Jahre vorher hatte ich sie in einer anderen Entzugsklinik kennengelernt, wo sie damals arbeitete. Nüchtern wurde ich damals nicht, aber ich sah, wie wunderbar sie auf jede erdenkliche Weise war, warb sie ab und machte sie zu meiner Assistentin. Sie wurde meine beste Freundin. Auch sie kannte sich mit Abhängigkeit aus und verstand meinen Kampf besser als jeder Arzt, bei dem ich in Behandlung war.

Trotz der Beruhigung, die Erin in die Situation brachte, verbrachte ich viele schlaflose Nächte in Südkalifornien. Schlaf ist ein echtes Problem für mich, vor allem in so einer Einrichtung. Aber davon abgesehen habe ich vermutlich in meinem ganzen Leben nie länger als vier Stunden am Stück geschlafen. Dass wir eine Gefängnisdoku nach der anderen schauten, machte es nicht besser: All das Xanax, das ich genommen hatte, hatte mein Hirn so weichgekocht, dass ich überzeugt war, ich sei selbst ein Insasse und die Einrichtung ein Knast. Das Mantra eines meiner Therapeuten lautet: »Die Wirklichkeit ist ein erworbener Geschmack.« Tja, zu diesem Zeitpunkt hatte ich



sowohl den Geschmacks- als auch den Geruchssinn für die Wirklichkeit verloren, ich litt an Covid des Verstandes, ich war komplett wahnhaft.

An den *Schmerzen* hingegen war nichts wahnhaft. Es tat so weh, dass ich sogar aufgehört hatte zu rauchen, und wenn man bedenkt, wie viel ich vorher geraucht hatte, war das ein ziemlich deutliches Zeichen dafür, dass etwas im Argen lag. Eine Mitarbeiterin, auf deren Namensschildchen auch gut »Schwester Arschgesicht« hätte stehen können, schlug vor, ich solle ein heißes Bad gegen das »Unwohlsein« nehmen. Zu einem Verkehrsunfall nimmt man doch auch kein Pflaster mit, und man steckt niemanden mit solchen Schmerzen in die Wanne und lässt ihn im eigenen Saft schmoren. Aber die Wirklichkeit ist ein erworbener Geschmack, Sie erinnern sich, also nahm ich das Bad.

Da saß ich also nackt, elend und heulte wie ein Hund, der von Kojoten zerfetzt wird. Erin hörte mich – Scheiße, wahrscheinlich hörte man mich sogar noch in San Diego. Sie tauchte in der Badezimmertür auf, musterte meine traurige, nackte Gestalt von oben bis unten, während ich mich vor Schmerzen krümmte, und sagte bloß: »Willst du ins Krankenhaus?«

Wenn Erin fand, es sei so schlimm, dass ich ins Krankenhaus müsse, dann war es so schlimm, dass ich ins Krankenhaus musste. Außerdem hatte sie schon bemerkt, dass ich nicht mehr rauchte.

»Das hört sich nach einer verdammt guten Idee an«, sagte ich heulend.

Irgendwie half Erin mir aus der Wanne und trocknete mich ab. Während ich mich wieder anzog, erschien eine Therapeutin – vermutlich angelockt von dem Hundemassaker in der Einrichtung.

»Ich bringe ihn ins Krankenhaus«, sagte Erin.

Catherine, die Therapeutin, war eine hübsche blonde Frau,

der ich bei meiner Ankunft einen Heiratsantrag gemacht hatte, also war sie nicht gerade mein größter Fan. (Kein Witz, als ich angekommen war, hatte ich so neben mir gestanden, dass ich sie fragte, ob sie mich heiraten wolle, und war dann prompt die Treppe hinuntergefallen.)

»Das ist bloß eine Masche, um an Drogen zu kommen«, sagte Catherine zu Erin, während ich mich weiter anzog. »Im Krankenhaus wird er um Medikamente bitten.«

*Tja, die Hochzeit ist vom Tisch*, dachte ich.

Inzwischen hatte das Heulen andere gewarnt, dass entweder der Badezimmerboden voller Hundeingeweide war oder jemand ernsthafte Schmerzen hatte. Der Cheftherapeut, Charles – stellen Sie ihn sich so vor: Vater Model, Mutter obdachlos –, postierte sich neben Catherine in die Tür, um uns den Weg zu versperren.

Uns den Weg zu versperren? Waren wir zwölf Jahre alt oder was?

»Er ist unser Patient«, sagte Catherine. »Sie haben kein Recht, ihn mitzunehmen.«

»Ich kenne Matty«, beharrte Erin. »Er versucht nicht an Medikamente zu kommen.«

Sie drehte sich zu mir um.

»Musst du ins Krankenhaus, Matty?«

Ich nickte und schrie wieder.

»Dann bringe ich ihn hin«, sagte Erin.

Irgendwie schafften wir es an Catherine und Charles vorbei, aus dem Gebäude und auf den Parkplatz. »Irgendwie« sage ich nicht, weil Catherine und Charles ernsthaft versuchten, uns aufzuhalten, sondern weil die *Schmerzen* jedes Mal, sobald meine Füße den Boden berührten, noch entsetzlicher wurden.

Oben am Himmel stand ein leuchtend gelber Ball, der vorwurfsvoll zu mir hinunterblickte und sich nicht um meine Qualen scherte.

*Was ist das?*, dachte ich zwischen meinen Krämpfen. *Ach ja, genau, die Sonne ...* Ich kam nicht viel raus.

»Ich komme mit einem Prominenten mit schwerwiegenden Unterleibsschmerzen«, sagte Erin in ihr Telefon, während sie das Auto aufschloss. Ein Auto ist ein gewöhnlicher, alltäglicher Gebrauchsgegenstand, jedenfalls so lange, bis man nicht mehr damit fahren darf. Dann wird es plötzlich zu einer magischen Kiste der Freiheit und einem Symbol für ein vergangenes erfolgreiches Leben. Erin verfrachtete mich auf den Beifahrersitz, und ich lehnte mich zurück. Mein Bauch verknotete sich vor Schmerzen.

Erin setzte sich auf den Fahrersitz, drehte sich zu mir um und fragte: »Willst du auf dem schnellsten Weg hin, oder soll ich den Schlaglöchern ausweichen?«

»Fahr einfach«, stieß ich hervor.

Inzwischen hatten Charles und Catherine ihren Einsatz erhöht, um unsere Abfahrt zu verhindern. Sie stellten sich vor unseren Wagen und versperrten uns den Weg. Charles streckte uns die erhobenen Handflächen entgegen, als wollte er »Nein!« sagen, als könnte man ein anderthalb Tonnen schweres Fahrzeug mit bloßen Händen stoppen.

Zu allem Überfluss konnte Erin den Wagen nicht starten. Man zündet den Motor, indem man das Auto laut dazu auffordert, Sie wissen ja, ich war bei *Friends*. Catherine und die Handflächen rührten sich nicht. Sobald Erin herausgefunden hatte, wie man das verdammte Ding anließ, blieb ihr nur noch eins: Sie ließ den Motor aufheulen, legte einen Gang ein, riss den Wagen herum und donnerte auf einen Bordstein. Die Erschütterung fuhr mir durch den ganzen Körper, und beinahe wäre ich auf der Stelle gestorben. Mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig raste sie an Catherine und Charles vorbei und auf die Straße. Sie blickten uns einfach nach, auch wenn ich Erin zu diesem Zeitpunkt am liebsten gebeten hätte, sie umzufahren –

nicht aufhören können zu schreien, ist ein wirklich beängstigender Zustand.

Wenn ich das alles nur getan hätte, um an Medikamente zu kommen, hätte ich einen Oscar verdient.

»Achtest du auf die Bodenwellen? Ich weiß nicht, ob du es gemerkt hast, aber mir geht es gerade nicht gut. Fahr langsamer«, flehte ich sie an. Uns beiden liefen Tränen über die Wangen.

»Ich muss so schnell fahren«, sagte Erin und sah mich mit ihren mitfühlenden braunen Augen an. »Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Ungefähr an dieser Stelle verlor ich das Bewusstsein. (Eine Zehn auf der Schmerzskala ist übrigens Bewusstlosigkeit.)

[Kleiner Hinweis: Auf den nächsten Seiten ist dieses Buch eher Biografie als Autobiografie, denn ich war nicht mehr dabei.]

Das nächstgelegene Krankenhaus war Saint John's. Da Erin so vorausschauend gewesen war und angekündigt hatte, dass ein Promi auf dem Weg sei, wurden wir direkt an der Notaufnahme erwartet. Bei ihrem Anruf war Erin nicht bewusst gewesen, wie schlimm es tatsächlich um mich stand, ihr war es um meine Privatsphäre gegangen. Aber die Leute im Krankenhaus erkannten, dass es ernst war, und brachten mich eilig in den Behandlungsraum. Dort sagte ich angeblich: »Erin, warum sind da Pingpong-Bälle auf der Couch?«

Es gab gar keine Couch, und es gab auch keine Pingpong-Bälle, ich halluzinierte. (Ich wusste nicht, dass Schmerzen Halluzinationen auslösen können, aber so ist es.) Dann setzte die Wirkung des Dilaudid ein (für mich das beste Medikament auf der ganzen Welt), und ich kam kurz zu Bewusstsein.

Man sagte mir, ich müsse unverzüglich operiert werden, und auf einmal stand sämtliches Pflegepersonal Kaliforniens in meinem Zimmer. Eine Krankenschwester wandte sich an Erin

und sagte: »Machen Sie sich bereit zu rennen.« Erin war bereit, und wir rannten – na gut, die anderen rannten, ich wurde mit Hochgeschwindigkeit in einen OP-Saal geschoben. Nur wenige Sekunden, nachdem ich Erin angefleht hatte: »Bitte geh nicht«, bat man sie zu gehen, dann schloss ich die Augen und öffnete sie erst zwei Wochen später wieder.

Jawohl, Ladys und Gentleman, ein Koma. (Und die Idioten aus der Nachsorgeeinrichtung wollten uns ernsthaft den Weg versperren?)

Kaum lag ich im Koma, erbrach ich mich in mein Beatmungsgerät, weshalb mir der Scheiß der letzten zehn Tage direkt in die Lunge geriet. Meiner Lunge gefiel das nicht besonders – die Folge: Lungenentzündung –, und dann platzte mir der Dickdarm. Ich wiederhole es noch mal für alle in den hinteren Reihen: Mein Dickdarm platzte. Man hat mir schon öfter vorgeworfen, ich hätte nur Scheiße im Kopf, diesmal stimmte es, wenn auch an anderer Stelle.

Ich bin so froh, dass ich nicht dabei war.

Zu dem Zeitpunkt war ich mir so gut wie sicher, dass ich sterben würde. War es Pech, dass mir der Dickdarm platzte? Oder war es Glück, weil es ausgerechnet in dem einzigen Raum in Südkalifornien geschah, wo man etwas dagegen tun konnte? Wie auch immer, mir stand eine siebenstündige Operation bevor, die immerhin all meinen Angehörigen genug Zeit verschaffte, ins Krankenhaus zu rasen. Als sie ankamen, hieß es: »Matthews Chancen, die Nacht zu überstehen, liegen bei zwei Prozent.«

Sie waren so verzweifelt, dass einige direkt in der Krankenhauslobby zusammenbrachen. Ich werde den Rest meines Lebens mit dem Wissen zubringen müssen, dass meine Mutter und andere diese Worte gehört haben.

Da die OP sieben Stunden dauern würde und meine Freunde und Verwandten zuversichtlich waren, dass die Ärzte

alles in ihrer Macht Stehende tun würden, gingen sie nach Hause, um sich ein wenig auszuruhen, während mein Unterbewusstsein zwischen Messern, Schläuchen und Blut ums Überleben kämpfte.

Spoiler: Ich überstand die Nacht. Aber über den Berg war ich nicht. Meinen Angehörigen wurde mitgeteilt, das Einzige, das mich kurzfristig am Leben halten könne, sei eine ECMO-Maschine. ECMO steht für Extrakorporale Membranoxygenierung, es ist häufig ein letzter verzweifelter Versuch. In jener Woche waren zum Beispiel vier Patienten in den Kliniken der UCLA an eine ECMO angeschlossen worden, und alle waren gestorben.

Und es kam noch schlimmer: Im Saint John's gab es keine ECMO. Das Cedars-Sinai wurde angerufen, dort warf man einen Blick auf meine Krankenakte, und dann hieß es: »Matthew Perry stirbt nicht in unserem Krankenhaus.«

Vielen Dank auch.

Das UCLA Medical Center wollte mich auch nicht aufnehmen – aus demselben Grund? Wer weiß das schon? –, aber immerhin erklärten sie sich bereit, eine ECMO-Maschine und das entsprechende Personal zu schicken. Ich wurde mehrere Stunden daran angeschlossen, und es schien zu funktionieren. Schließlich wurde ich in einem Rettungswagen voller Ärzte und Pfleger ins UCLA verlegt. (Mit dem Auto hätte ich die fünfzehnminütige Fahrt unmöglich überlebt, schon gar nicht bei Erins Fahrweise.)

Dort wurde ich auf die Herz-Lungen-Intensivstation gebracht, die für die nächsten sechs Wochen mein Zuhause sein sollte. Ich war noch immer im Koma, aber ganz ehrlich, ich glaube, es hätte mir gefallen. Ich lag gemütlich im Bett und bekam Medikamente in die Venen gepumpt – was könnte schöner sein?

Hinterher habe ich erfahren, dass ich während meines Ko-

mas nie allein war, keine Minute. Immer war ein Familienmitglied oder ein Freund bzw. eine Freundin bei mir im Zimmer. Sie hielten Kerzenlicht-Wachen ab oder beteten, ich war von Liebe umgeben.

Und irgendwann schlug ich auf wundersame Weise die Augen auf.

[Zurück zur Autobiografie.]

Als Erstes sah ich meine Mutter.

»Was ist los?«, krächzte ich. »Wo bin ich?«

Das Letzte, woran ich mich erinnerte, war, dass ich neben Erin im Auto gesessen hatte.

»Dein Dickdarm ist geplatzt«, sagte meine Mutter.

Nach dieser Aussage tat ich, was jeder anständige Comedy-Schauspieler getan hätte: Ich verdrehte die Augen und schlief wieder ein.

Ich habe gehört, wenn es jemandem *richtig* schlecht gehe, komme es zu einer Art Verdrängung, so als ob Gott einem nur so viel zumutet, wie man auch ertragen kann. Bei mir äußerte sich das so: In den Wochen nach meinem Koma wollte ich von niemandem hören, was genau passiert war. Zu groß war meine Furcht, es könnte meine Schuld gewesen sein, ich könnte mir das selbst angetan haben. Anstatt also darüber zu reden, tat ich das Einzige, was ich tun konnte: Ich konzentrierte mich auf meine Familie, verbrachte Stunden mit meinen wunderbaren Schwestern Emily, Maria und Madeline, die lustig und fürsorglich und einfach *da* waren. Nachts war Erin bei mir – ich war nie wieder allein.

Eines Tages beschloss Maria, der Mittelpunkt der Perry-Familie, es sei an der Zeit, dass ich erführe, was passiert sei. Während ich also angeschlossen an fünfzig Kabel wie ein Roboter im Bett lag, klärte Maria mich auf. Meine schlimmste Angst bestätigte sich: Ich hatte mir das angetan, es war meine Schuld.

Ich weinte – Junge, habe ich geweint. Maria gab ihr Bestes, mich zu trösten, aber für mich gab es keinen Trost. Ich hätte mich beinahe umgebracht. Ich war nie ein großer Partygänger gewesen, die vielen Drogen (und es waren wirklich *viele*) waren immer nur ein vergeblicher Versuch gewesen, mich besser zu fühlen. Damit hatte ich mich beinahe ins Grab gebracht. Und trotzdem war ich immer noch da, ich lebte. *Warum?* Warum war ich verschont worden?

Doch bevor es besser werden konnte, wurde es schlimmer.

Jeden Morgen kam einer der Ärzte in mein Zimmer und brachte neue schlechte Nachrichten. Alles, was schiefgehen konnte, ging schief. Ich trug bereits einen Stomabeutel – immerhin einen vorübergehenden, Gott sei Dank –, doch jetzt hatte ich anscheinend eine Fistel, ein Loch im Darm. Das Problem war, sie konnten es nicht finden. Um das zu ändern, bekam ich einen weiteren Beutel angehängt, aus dem eine eklige grüne Flüssigkeit sickerte. Doch dieser neue Beutel bedeutete, dass ich nichts essen oder trinken durfte, bis sie die Fistel gefunden hätten. Sie suchten jeden Tag danach und mein Durst wurde größer und größer. Ich bettelte förmlich um eine Cola light, und in meinen Träumen verfolgte mich eine riesige Dose Sprite light. Nach einem Monat – einem Monat! – fanden sie die Fistel endlich in einer Darmwindung hinter meinem Dickdarm. Ich dachte nur: *Hey Leute, wenn ihr nach einem Loch in meinen Eingeweiden sucht, warum fangt ihr nicht bei dem Teil an, der VERDAMMT NOCH MAL explodiert ist?* Nachdem sie das Loch repariert hatten, konnte ich anfangen, wieder laufen zu lernen.

Dass ich auf dem Weg der Besserung war, wurde mir bewusst, als ich begann, die mir zugewiesene Therapeutin attraktiv zu finden. Gut, ich hatte eine riesige Narbe auf dem Bauch, aber ich war sowieso noch nie der Typ gewesen, der ständig oben ohne rumläuft. Ich bin nicht Matthew McConaughey, und beim Duschen mache ich einfach die Augen zu.



Wie ich schon sagte, während der ganzen Zeit in den Krankenhäusern war ich nie allein, kein einziges Mal. Es gibt also tatsächlich Licht in der Dunkelheit. Es ist da – man muss nur gründlich genug danach suchen.

Nach fünf langen Monaten wurde ich entlassen. Man sagte mir, innerhalb eines Jahres werde alles in mir so weit heilen, dass der Stomabeutel in einer zweiten Operation wieder entfernt werden könne. Aber jetzt packten wir erst einmal meine Taschen und machten uns auf den Heimweg.

Außerdem bin ich Batman.

